Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 106. **Montag** den 27. Februar 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. Februar.

Die Erklärungen der Officiösen, daß der Reichskanzler Graf Caprivi in der Jesuitenfrage auf seinem früheren Standpuncte beharre, die Zustimmung des Centrums zur Militairvorlage durch keine Concession in dieser Frage erkaufen, aber nach einer etwaigen Ablehnung jener Vorlage durch das Centrum dieses als Oppositionspartei behandeln werde, hat begreiflicherweise den Zorn der ultramontanen Presse in hohem Grade erweckt. Selbst die „Köln. Volksztg.", die doch sonst der „Leipz. Ztg." so oft Veranlassung zu sympathischen Entlehnungen und Zustimmungen giebt, versteigt sich zu directen Drohungen und erklärt, selbst für den Preis der Aufhebung des Jesuitengesetzes werde das Centrum nicht für die Militairvorlage zu haben sein. Es heißt in dem betreffenden Artikel des rheinischen Centrumsblattes wörtlich:

„Vorläufig liegen doch die Dinge wohl so, daß die Regierung froh sein kann, wenn ihr nicht auch noch das Centrum Schwierigkeiten macht. Mit den Herren auf der Rechten hat sie es stark verdorben, Social-Demokraten, Freisinnige, Demokraten werden immer Opposition bleiben, die Nationalliberalen sind laue und halbe Freunde der Regierung, dazu ein winziges Häuflein. Wen hat die Regierung denn noch einigermaßen für sich, wenn sie auch das Centrum vor den Kopf stoßen will? Meint sie etwa, bei Neuwahlen das Centrum schädigen zu können? Sie würde froh sein, wenn die Freunde der Militairvorlage mit heiler Haut davon kämen. Wie will sie, abgesehen von dem Jesuitengesetze, das Centrum sonst als Oppositionspartei behandeln? Die social-politischen Wünsche des Centrums hat sie ohnehin bisher unbeachtet gelassen. Wir wüßten nicht, daß das Centrum eine Reihe sonst besonderer Wünsche geäußert hätte, durch deren Nichtberücksichtigung man es strafen könnte. Die „Voss. Ztg." zieht mit gewohnten Scherzen aus dem Artikel des „Hamb. Corresp." die Quintessenz: es wird verhandelt, aber es liegt im Interesse des Centrums, seine Forderungen nicht zu hoch zu spannen. Welche Forderungen das Centrum haben könnte, nachdem das Jesuitengesetz ausscheidet, weiß das Blatt auch nicht anzugeben. Die Rückberufung der Jesuiten stellt das Centrum nicht nur nicht als Forderung für die Zustimmung zur Militairvorlage, es würde die Zustimmung sogar verweigern, wenn ihm die Rückberufung freiwillig angeboten würde. Die Wähler wollen unter keinen Umständen etwas von der Militairvorlage wissen und würden gegen das vortheilhafteste „Handelsgeschäft" Einspruch erheben, weil sie die Militairfrage von der Verquickung mit irgend welcher anderen Frage frei gehalten wissen wollen."

Allzu tragisch wird man diese Drohung freilich nicht zu nehmen haben. Nicht die „Köln. Volksztg." entscheidet über das Schicksal der Militairvorlage, sondern die Diplomatie des Centrums. Gestern dürfte Graf Ballestrem aus Rom wieder in Berlin eingetroffen und alsbald mit den übrigen Centrumsdiplomaten in Besprechungen über die Haltung der Partei gegenüber der Militairvorlage eingetreten sein. Und das Resultat dieser Besprechungen wird für den größten Theil des Centrums und seiner Presse maßgebend sein. Ob dieses Resultat auch auf den Grafen Caprivi und seine „Festigkeit" einen Einfluß hat, muß abgewartet werden. Einstweilen kann er aus der „Köln. Volksztg." entnehmen, wie herrlich weit er es mit seiner bisherigen „Festigkeit" dem Centrum gegenüber gebracht hat.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat das Centrum in den letzten Tagen der verflossenen Woche einen nicht unbedeutenden Erfolg errungen, natürlich mit conservativer Hilfe. Centrum und Rechte nahmen gegen die Stimmen der Freisinnigen, der Nationalliberalen und der Freiconservativen einen Antrag Herreman an, der die Regierung auffordert, eine Revision des Gesetzes über die Vermögensverwaltung katholischer Kirchen-Gemeinden in Erwägung zu ziehen. Das klingt so harmlos und braucht, wenn als reine Zweckmäßigkeitsmaßregel gedacht, auch nicht allzu viel zu bedeuten. Aber gerade die Bescheidenheit und absichtliche Zurückhaltung, womit die Centrumsredner, die Herren v. Heereman und Porsch, ihr Verlangen begründeten, erscheint verdächtig. Das Centrum will die ehedem dürftigen Spuren von Mitwirkung der Gemeinden bei der Verfügung über Kirchengüter einfach beseitigen. Der absolutistischen Verfassung der katholischen Kirche geht diese Mitwirkung des Laienelements auch in reinen Vermögensfragen gegen den Strich. Warum der Cultusminister und seine Räthe den Antrag so wohlwollend behandelten, versteht man nicht. Zuerst sagen sie, daß das bestehende Gesetz nicht nur nützlich sei, sondern auch keinerlei Widerspruch aus katholischen Kreisen erfahren habe, und dann stellen sie gleichwohl die verlangte Revision in Aussicht. Die Conservativen sind begreiflicherweise von dem Centrumsantrage herzlich eingenommen gewesen, unter der Voraussetzung, daß die Beschränkung, die die Herren v. Heereman und Porsch den katholischen Gemeindeverwaltungen auferlegen wollen, auch gegenüber den evangelischen gelten müsse.

In Brüssel und den Vororten hat gestern das „Referendum" über das in Belgien einzuführende Wahlsystem unter reger Betheiligung der Bevölkerung stattgefunden, ohne daß es zu Ruhestörungen gekommen ist. Den Sieg haben die Demokraten davongetragen, denn für den Antrag Janson (das mit vollendetem 21. Lebensjahre zustehende active allgemeine Wahlrecht) wurden 48 660, für den Antrag Nothomb (das mit vollendetem 25. Lebensjahr zustehende active allgemeine Wahlrecht) 7684, für den Antrag Graux (Ausschluß der Unterstützten und Derer, welche weder lesen noch schreiben können) 1629, für den Regierungsvorschlag (Abhängigkeit der Wahlberechtigung von dem Innehaben einer eigenen Wohnung und dem Nachweis eines gewissen Bildungsgrades) 1223 und für den Antrag Frère-Orban (Ausschluß Derjenigen von der Wahlberechtigung, welche keine Volksschulbildung besitzen) nur 1029 Stimmen abgegeben. Dieser Sieg verliert allerdings wesentlich an Bedeutung dadurch, daß die Klerikalen an der Abstimmung sich gar nicht und die Doctrinair-Liberalen (Gruppe Frère-Orban) sich nur ganz vereinzelt betheiligt haben. Immerhin beeinträchtigt das Resultat des Referendums die Hoffnung der Regierung, außer den Klerikalen auch die Anhänger Janson's für ihren Vorschlag zu gewinnen. Bisher galt es nicht für ausgeschlossen, daß Janson nach Ablehnung des allgemeinen Stimmrechts den Regierungsvorschlag als den verhältnißmäßig am weitesten gehenden annehmen werde. Will derselbe doch die Zahl der Wähler von etwa 130 000 auf rund 850 000 erhöhen, während Frère-Orban's Capacitäts-Wahlsystem kaum 100 000 Wählern mehr als bisher den Weg zur Wahlurne eröffnen würde. Sollte indessen Janson sich nicht mit dem sicheren, wenn auch geringen Erfolge begnügen, so muß man die Auflösung der Constituante gewärtigen. Und die Neuwahlen dürften nach der allgemeinen Strömung im Lande und namentlich bei der tödtlichen Feindschaft der beiden liberalen Gruppen den Klerikalen die erforderliche Zweidrittelmajorität bringen, mit deren Hilfe sie alle, auch die extremsten Parteiwünsche erfüllen könnten.

Ueber den Gesundheitszustand des Papstes waren in Folge der Anstrengungen, welchen sich derselbe bei den neulichen Empfängen unterziehen mußte, beunruhigende Gerüchte verbreitet. Der päpstliche Leibarzt Dr. Lapponi klagte jüngst einem journalistisch thätigen Priester seine Noth. „Im Vaticaan", sagte er, „befehlen zur Zeit die Herren vom Sanct Peters-Club. Sie setzen Audienzen an und verfügen eigenmächtig über den alten Papst. Sie verurtheilten ihn letzthin, sieben Stunden lang dem Vorbeimarsche von zwölftausend, meist den niederen Ständen angehörigen, ungewaschenen Menschen aus den Abruzzen und aus Calabrien beizuwohnen, sich von Jedem die Hand küssen zu lassen und Jedem ein freundliches Wort zu sagen. Seine Lunge braucht gute Luft, und er mußte tagelang in einem wahren Pandämonium von Gerüchen leben. Nachdem die Pilger am letzten Sonntag die Peterskirche verlassen hatten, mußten der Boden und die Wände mit Seifenwasser gewaschen werden; so verunreinigt war die Kirche. Ist es da ein Wunder, wenn sich der 83jährige Papst nach der harten Probe, welcher seine Muskeln und Nerven ausgesetzt wurden, welk und müde fühlt und das Bett hüten muß?" So weit Dr. Lapponi. Lebte noch der frühere Leibarzt Dr. Ceccarelli, so würde Alles anders geworden sein, denn dieser verstand es, befehlen und seinen Willen geltend zu machen. Wenn der Papst widerstrebte, so schüttelte Ceccarelli allen höflichen Pater von sich und, grobkörnig wie er war, sagte er kurzweg dem Papste: „Ich sehe, Sie wollen sich umbringen; rufen Sie also den Kirchenverweser."

In Portugal giebt man sich infolge der Umgestaltung des Cabinets großen Hoffnungen hin. „Die Staatsgläubiger" — schreibt man aus Lissabon — „haben alle Ursache, sich zum Sturze des Ministeriums Dias Ferreira zu gratuliren. Der neue Premier kann unmöglich eine ablehnendere Haltung gegen die Ansprüche der Bondsbesitzer einnehmen, als der frühere, während die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die persönliche Anschauung des Königs dazu beitragen wird, den neuen Minister zur Beobachtung eines gerechteren Verfahrens zu veranlassen. Wie sehr das Staatsoberhaupt das schroffe Auftreten Ferreira's mißbilligte, zeigte sich erstens in der Weigerung, auf die viermonatige Vertagung der Cortes einzugehen, und im Weitern in der sofortigen Annahme der Demission des Ministeriums. Damit ist allerdings die finanzielle Situation nicht geändert, aber wenigstens ein System angebahnt, das den Interessen der auswärtigen Bondsbesitzer mehr gerecht werden dürfte. König Karl erfreut sich im ganzen Lande einer großen Popularität, weil man überzeugt ist, daß derselbe die Lösung der Aufgabe anstrebt, auf der einen Seite das Nationalgefühl zu schonen und andererseits ein gütliches Abkommen mit den Staatsgläubigern zu treffen. Die Letzteren beklagen sich aber weniger über die ihnen zugemuthete Zinsverkürzung, als über die Bevorzugung der Besitzer der innern Schuld, und ferner über die Hintansetzung aller Billigkeitsrücksichten ihnen gegenüber. Die ministerielle Krisis läßt endlich auch der Hoffnung Raum, daß die Regierung einestheils zu außerordentlichen Mitteln Zuflucht nehmen dürfte, um der Finanznoth ein Ende zu machen, und anderntheils willkürliche Handlungen, wie z. B. die eintreibliche Ablehnung aller späteren Verbindlichkeiten auf Grund des unbezahlten Theiles der Coupons, nicht dulden wird. Der Fall von Dias Ferreira ist jedenfalls der erste Hoffnungsstrahl für die Gläubiger seit Juni v. Js." Die Botschaft hören wir wohl, aber es fehlt uns, offen gestanden, der Glaube.

Aus der dänischen Hauptstadt geht der „Kreuzztg." ein interessanter Bericht über die Fortschritte zu, welche in den letzten Jahren die katholische Propaganda dort gemacht hat. Es heißt in diesem Berichte:

Es werden viele Proselyten gemacht. In und bei Kopenhagen wird jeden Sonntag in fünf katholischen Kirchen und Capellen gepredigt. Im vorigen Jahre traf hier zum zweiten Male ein noch jugendlicher Dominikanermönch, der Pater Lange aus Paris, ein. Er hielt stark besuchte Conferenzen und predigte in der St. Ansgar-Kirche. Nach seiner Abreise wurde er von hiesigen Predigern wegen seiner Lehren schriftlich angegriffen. Jetzt ist der Pater zum dritten Male hier eingetroffen und hat seitdem zwei französische Schriften veröffentlicht. Der Pater zeigt sich in diesen Broschüren als gewandter Polemiker; auch sein Appell an die Kopenhagener ist charakteristisch. Er fordert die Sympathie der Dänen, daran erinnernd, daß Dänen und Franzosen für gemeinsame Interessen ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen haben. Er läßt die Kopenhagener wissen, daß er nicht als Fremder kommt, sondern als Mitglied eines Ordens, der Dominikaner, welcher vor drei Jahren in Dänemark und Schleswig-Holstein 300 Klöster brach. So in der einen Broschüre; in der zweiten (350 Seiten langen) Broschüre sagt der Pater unter Anderem: „Ich bin nicht gekommen, um Neugierde zu erregen, um Euch Gelegenheit zu geben, die schöne französische Sprache zu hören, welche Ihr Alle so sehr liebt. Ich komme zu Euch als Apostel. Ich will in Eurer Erinnerung jene ewigen Wahrheiten auffrischen, welche so oft im Drange der Arbeit und des Geschäfts, im Wirbel der Vergnügungen und Leidenschaften in den Hintergrund gedrängt werden. Ich komme, um zu erobern. Ich bin ehrgeizig. Ich will Eure Seelen erobern. Das, was ich Euch in den Falten meiner Kutte bringe, ist nicht der Frieden, sondern der Krieg, der Krieg gegen Eure religiöse Unwissenheit, der Krieg gegen Eure Vorurtheile, Irrungen, Leidenschaften, der Krieg gegen Alles, was Euch von der Wahrheit entfernt, gegen Alles, was Euch von Gott abwendet." — Der kampfesmuthige Pater, der besonders die Damen hinreißt, hat sich auch von dem Mitarbeiter eines hiesigen Blattes interviewen lassen. Der Pater äußerte bei dieser Gelegenheit u. A.: „Ich bin froh, mich wieder einmal wieder in Kopenhagen zu befinden. Seitdem ich zuletzt hier war, fühle ich, daß hier wie überall eine Bewegung zu Gunsten des Katholicismus sich deutlich bemerkbar macht. In England wächst die päpstliche Kirche ebenfalls und in Nordamerika ist ihr Fortschreiten überraschend, ja selbst in Norddeutschland machen sich ihre Siege bemerkbar."

Charakteristischerweise hat weder der Gewährsmann der „Kreuzztg.", noch diese selbst dem Berichte etwas hinzuzufügen, was wie ein Appell an die „von Gott abgewendeten" klänge, sich der ultramontanen und zugleich französischen Propaganda zu erwehren.

In Rußland läßt die in der Presse herrschende nationalistische Richtung trotz der Wahl Jules Ferry's zum Präsidenten des französischen Senats, trotz des besseren Verhältnisses zu Deutschland und trotz der günstigeren Aussichten für die deutsch-russische Zollvereinbarung nicht nach, gegen Deutschland eine mißgünstige Stimmung zu verbreiten und das Vertrauen zu der deutschen Politik zu erschüttern. Wenn man es in diesen nationalistischen Kreisen aufgegeben zu haben scheint, den russischen Regierungskreisen einzureden, daß Frankreichs Regierungspolitik auf alle Fälle Vertrauen verdiene, so soll wenigstens Deutschland nicht dabei gewinnen, und die „Nowoje Wremja" erklärt jetzt, daß die innere politische Lage in Deutschland sich immer unbestimmter gestalte und „jedes logischen Sinnes zu entbehren beginne". Einen Beleg für diese Behauptung erbringt das Blatt nicht, aber darum ist es ihm ja auch nicht zu thun. Seine gehässige Schilderung der Lage in Deutschland faßt es in folgende Schlußworte zusammen:

„Es ergiebt sich ein vollständiger Wirrwarr in der Abschätzung der gegenwärtigen deutschen Politik, in der Maßregelung mit friedliebenden Kundgebungen und Liebäugelei der eigenen Kraft mit Andeutungen auf angeblich für das Reich anbrechende schwere Zeiten sich mischen. Europa kann an dieser Zusammenhangslosigkeit der Erscheinungen sich gar nicht gewöhnen und fragt zweifelvoll, was es von einer Regierung zu erwarten habe, an deren Spitze ein Staatsmann mit so unbestimmter Physiognomie steht, wie der gegenwärtige deutsche Reichskanzler."

In einem Spiegel solcher Art werden dem russischen Lesern in dem leitenden Blatt tagtäglich die deutschen Verhältnisse vorgeführt!

Deutsches Reich.

□ **Berlin**, 26. Februar. Die unabhängigen Socialisten hatten heute Vormittag eine Versammlung nach Buggenhagen's Etablissement am Moritzplatz einberufen, die von Unabhängigen und Fractionellen gut besucht war und bis in den späten Nachmittag hinein währte. Der junge Journalist Gustav Landauer, der eigentlich Rentner ist, sprach über das Thema: „Die Socialdemokratie und der Zukunftsstaat". Er griff dabei die socialdemokratischen Abgeordneten heftig an, weil sie nicht die ihnen gebotene Gelegenheit benutzt hätten, den Gegnern sowohl wie ihren Anhängern reinen Wein über den Zukunftsstaat einzuschenken. Wenn auch der Abgeordnete Bachem aus wahltaktischen Gründen die Frage habe in Fluß bringen wollen, so sei

Feuilleton.

Ums Geld.

6] Novelle von A. Heyl. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Sie werden mir gewiß Dank wissen, gnädige Frau", sagte er, nachdem er der Medicinalräthin die Hand geküßt hatte, „daß ich dies liebenswürdige Geschwisterpaar durch Zureden bewog, vom Theater aus noch auf ein Plauderstündchen in Ihrem gastfreien Hause einzukehren."

Friederike versicherte, daß ihr dies eine besondere Freude sei, nöthigte die späten Gäste, Platz zu nehmen und sorgte für deren Bewirthung. Da sich alle Anwesenden kannten, kam die Unterhaltung bald in Fluß. Dieselbe drehte sich eine Weile um die heutige Aufführung, erhielt aber durch Stönewitz bald eine andere Richtung. Um sein Urtheil über die Besetzung der Rollen befragt, erklärte er: „Ich kann mit dem besten Willen nichts sagen, ich habe kaum einen Blick auf die Bühne geworfen, weil mein Interesse und meine Neugierde einzig und allein in den Logen gefesselt waren, ersteres durch meine schöne Nachbarin", bei diesen Worten warf er Fräulein Sykow einen intensiven Blick zu, „und letztere durch mein vis-à-vis, die vielgenannte Oelprinzessin, von der die Fama so merkwürdige Gerüchte in Umlauf bringt."

„Die Oelprinzessin war im Theater, wie alt ist sie, wie sieht sie aus?" fragte Dornbach's Mutter, die sich für Stadtklatsch lebhaft interessirte.

„Danke der Nachfrage, recht gesund", spöttelte der Landrath.

„Und recht dumm", setzte Lili hinzu. „Ich sah sie gestern im Kunstverein, sie glotzte die ausgestellten Prachtwerke an, wie eine Kuh das Scheuerthor."

„Ganz richtig, verehrte Frau", stimmte Stönewitz bei, „sie hat Augen wie ein Kalb."

Unter dem Kichern der Anwesenden klang die Stimme des Herrn Sykow scharf und schneidig, als er bemerkte: „dieses goldene Kalb wird Anbeter genug finden."

„Sie soll vier Millionen Dollars im Vermögen haben, wissen Sie vielleicht, ob dem wirklich so ist, Herr Sykow", erkundigte sich der Medicinalrath.

„Ich weiß das sogar sehr bestimmt, da die Damen Roland mit ihren Geldern an meine Firma angewiesen sind. Man fragt natürlich an, ehe man sich auf dergleichen Beziehungen einläßt, und so habe ich denn von meinem Geschäftsfreunde in New-York erfahren, daß das Vermögen der Miß Roland, Petroleumquellen und Ländereien mit einbegriffen, auf fünf Millionen Dollars geschätzt wird", berichtete Sykow.

„Haben sie schon einen Arzt angenommen?" fragte Dornbach hastig. Niemand konnte ihm Auskunft geben.

„Sie wird, nach ihrem Aussehen zu schließen, nie einen Arzt nöthig haben", lachte Lili. „Doctor", wandte sie sich an ihren schweigsamen Schwager, „das wäre eine Partie für Dich, fünf Millionen Dollars, das läßt sich hören."

„Ich verkaufe mich nicht um's Geld", versetzte der Doctor kurz angebunden.

Stönewitz fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob er unangenehme Gedanken verscheuchen wollte, und wandte sich dann mit spöttischer Miene an Hermann, dessen Worte ihn im Stillen ärgerten.

„Sie streben wohl einem Ideale nach, Herr Doctor."

„Nur einem glücklichen Familienleben, Herr Landrath", gab jener ernst zurück. „Ein solches kann aber, meiner Ansicht nach, unmöglich erblühen, wenn auf einer Seite Habgier und Frivolität, auf der andern gründliche Täuschung aller gehegten Hoffnungen mit in die Ehe treten, wenn der frivole Mann, der um ihr Lebensglück betrogenen Frau nichts bieten kann, als das niederschmetternde Bewußtsein, daß sie nur die unangenehme Zugabe ist zu den Geldsäcken, um die er gefreit und daß ihre Person in seinen Augen keinen andern Werth hat, als ein gefülltes Portemonnaie."

„Ich wette mit Ihnen, Herr Doctor", fiel Stönewitz ein, „Sie werden nach einer romantischen Liebesgeschichte nicht weniger Täuschungen in der Ehe erleben, als andere, die den praktischen Ansichten unseres Zeitalters Rechnung tragen."

„Schwerlich, Herr Landrath, denn ich werde weder nach Schönheit, noch nach Geld freien, sondern da, wo mir gute Eigenschaften Achtung und Vertrauen einflößen, wo die socialen Verhältnisse zu den meinigen passen und wo seelische Uebereinstimmung nicht ausgeschlossen ist. Vorerst aber denke ich gar nicht ans Heirathen und an die Oelprinzessin nun und nimmermehr; denn die Schilderungen, welche Sie und meine Schwägerin von ihr entworfen, genügen vollkommen, mich ihre Bekanntschaft nicht wünschen zu lassen."

„Die arme Oelprinzessin wird arg verleumdet", nahm jetzt Fräulein Sykow das Wort, „sie ist wirklich nicht so übel, wie man sie schilderte. Sie sieht zwar nicht geistreich, aber gutmüthig und keineswegs häßlich aus. Sie ist groß und kräftig."

„Etwas zu kräftig!" höhnte Lili.

Ohne diesen Einwand der Beachtung zu würdigen, fuhr Amanda Sykow fort, ihren Schützling zu vertheidigen. „Sie hat reiches, hochblondes Haar, frische Farben und herrliche Zähne."

Lili fiel der Sprechenden abermals ins Wort: „Ihre Zähne sind schön, wenn sie echt sind, wenn sie es nicht sind, auch."

„Sie sind es", versicherte Amanda, „wie überhaupt Alles an diesem Naturkind echt ist, ihr Aeußeres sowohl, als auch ihr Denken und Fühlen. Ich gebe zu, sie sieht nicht vornehm aus und ihre Bildung mag lückenhaft sein, wie das bei Leuten von niederer Herkunft gewöhnlich ist, aber sie muß doch das Bestreben haben, diese Lücken auszufüllen, sonst würde sie sich eine ganz andere Duenna ausgewählt haben, als diese hocharistokratische Mistreß Parker, welche alle Regeln der Etikette aufs Strengste beobachtet wissen will. Schließlich muß ich noch Fräulein Betty Roland zum Ruhme nachsagen, daß sie von ihren immensen Reichthümern den edelsten Gebrauch macht, sie ist freigebig gegen die Armen und ihr Benehmen ihrer unbemittelten Cousine gegenüber ist bewunderungswürdig. Sie hat die Elternlose zu sich genommen, brillant ausgestattet, generös dotirt und ihr eine Stellung eingeräumt, die keinen Unterschied zwischen der Armen und der Wohlthäterin erkennen läßt."

„Wo steckt denn dieses Glückskind, das eine solche Perle von einer Cousine besitzt?" erkundigte sich Stönewitz.

„In Berlin", antwortete Sykow mit eigenthümlichem Lächeln, „sie ist bei einer befreundeten amerikanischen Familie zu Besuch und kehrt erst in einigen Wochen hierher zurück. Ich habe Geschäftsbriefe von ihr erhalten, denn sie scheint das leitende Princip in dem Hause Roland zu sein; diese Briefe zeugen von hoher Befähigung und von gründlichem Wissen."

„Die Brüder Roland waren Beide kluge Köpfe", mischte sich der Medicinalrath ein. „Paul, der Jüngere, konnte für ein Genie gelten. Wir waren Schulkameraden und ich erinnere mich noch lebhaft, wie schmerzlich mir der Abschied wurde, als die Familie nach Amerika auswanderte. Anfangs kamen Nachrichten übers Meer, es gehe ihnen schlecht, dann war die Familie Jahre lang verschollen, letzter Zeit wurde ihr Name häufiger genannt, auch in den Zeitungen erwähnt, mit Glück und Glanz in Verbindung gebracht. Einer der beiden Rolands, ich konnte bis jetzt noch nicht erfahren welcher, ob Hans oder Paul, heirathete eine reiche Erbin und kam dadurch in den Besitz ausgedehnter Ländereien, auf denen er zu allem Ueberfluß noch Petroleumquellen entdeckte, mit deren Ausbeutung er sich Millionen erwarb. Vor ungefähr zwei Jahren brachten amerikanische Blätter die Nachricht, der bekannte Oelprinz Mr. Roland in Pennsylvanien sei von seinen Arbeitern meuchlings ermordet worden. Nun wäre es mir interessant, die Töchter meiner ehemaligen Spielgefährten persönlich kennen zu lernen. Wollen Sie die Damen nicht veranlassen, uns zu besuchen, Herr Sykow?"

„Mit Vergnügen", sagte Sykow, sich leicht verneigend.

Frau Lili, die sich stets langweilte, wenn das Gespräch eine ernste Richtung nahm, schlug trotz der späten Stunde noch eine Partie Whist vor und feierte abermals einen Triumph, indem ihr Vorschlag angenommen wurde. Herr Sykow bot ihr den Arm und führte sie ins angrenzende Gemach zum Spieltisch. Dornbach und der Doctor folgten ihnen. Frau Friederike forderte Fräulein Sykow auf, mit ihr zu gehen, um allerlei häusliche Einrichtungen und Anschaffungen zu besichtigen, die alte Dame blieb mit Stönewitz allein im Salon zurück. Sie placirten sich vertraulich in eine lauschige Ecke am Kamin und waren alsbald in eine halblaute Unterhaltung vertieft.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.